

Leseprobe aus:
Doris Knecht
Die Nachricht



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2021 Hanser Berlin in der Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

 HANSER BERLIN



DORIS KNECHT
DIE NACHRICHT

Roman | Hanser Berlin

1. Auflage 2021

ISBN 978-3-446-27103-6

© Doris Knecht

Alle Rechte der deutschen Ausgabe

© 2021 Hanser Berlin in der

Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlag: Anzinger und Rasp, München

Motiv: Alex Katz, »Slab City II«

© VG Bild-Kunst, Bonn 2021

Satz: Sandra Hacke, Dachau

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C083411

ERSTE NACHRICHT

DIE ERSTE NACHRICHT kam an einem Sonntag im September. Ich saß auf der Bank im Schatten hinter dem Haus und rauchte eine Zigarette, Laptop auf den Knien, und ich ahnte nicht, dass das der Moment war, in dem sich meine Verhältnisse verscho-ben, erneut, ganz leicht nur. Wolf saß neben mir, schaute in sein Handy und rauchte nicht. Er hasste das Rauchen, seit er vor ein paar Monaten damit aufgehört hatte, und versuchte jetzt, jeden zu missionieren, der es immer noch tat. Normalerweise vermied ich es in seiner Gegenwart, aber ich hatte mich den ganzen Nachmittag auf diese Zigarette gefreut und ver-suchte jetzt, sie mir schmecken zu lassen, mit zügig nachlas-sendem Erfolg.

Die Nachricht wartete im Postfach meines Facebook-Ac-accounts, dem offiziellen. Ich habe zwei Accounts, einen unter meinem Namen und einen privaten unter einem Namen, den nur meine Freunde kennen. Ich erinnere mich an gelbes Herbstlicht, an laue Luft und an die Farbe des Himmels über mir: ein grünliches, warmes Blau, verschmiert von zerlaufen- den Kondensstreifen. Wolf und ich waren den ganzen Tag am Berg gewesen, jetzt waren wir zurück zu Hause, zufrieden erschöpft, wir tranken Wein nebeneinander auf der Bank an der Hauswand, und ich spürte, dass ich lieber allein gewesen wäre. Ich hätte lieber allein geraucht, ungestört meine Mails gelesen, Instagram, und Twitter und die News durchgesehen.

Die Nachricht kam von einer Person ohne Gesicht und mit dem Namen Ernst Breuer. Erst wollte ich sie einfach ungeöffnet wegdrücken, aber dann besiegte mich die Neugier. Gerade als ich die Nachricht anklickte, machte Wolf eine Handbewegung, ein ganz leichtes Wegwedeln des Rauchs meiner Zigarette.

Ich stand auf und sagte: »Soll ich mich woanders hinsetzen?«

»Aber nein, alles gut«, sagte Wolf mit so einem zart gequälten Dulder-Ausdruck im Gesicht, und ich setzte mich doch auf die andere Seite der Bank, mit meinem Weinglas in der einen und dem MacBook in der anderen Hand, zwischen den Lippen die Zigarette, die mir nicht mehr schmeckte. Ich hätte sie einfach ausdrücken können, aber es war meine Lunge, meine Luft, mein Leben.

Die Nachricht des Gesichtslosen enthielt nur einen Satz: *Weisst du eigentlich von der Affaire deines prächtigen Ehemannes?*

»Trump, der Idiot«, sagte Wolf, »fängt noch den Dritten Weltkrieg an.« Er hatte Sonnenbrand auf Stirn und Glatze. Ich fand kurz nicht die richtige Reaktion auf das, was er gesagt hatte, die Information steckte halb verarbeitet in meinem Gehirn, überdeckt von einem feinkörnigen, hellgrauen Rauschen, aber Wolf brauchte gar keine Reaktion.

»Ich habe Hunger«, sagte er, »soll ich uns was zu essen bestellen?«

»Okay«, sagte ich.

»Pizza oder Sushi?«, sagte Wolf. »Oder lieber indisch?«

»Egal«, sagte ich und drückte jedes Wort durch das Rauschen heraus.

»Dann Sushi«, sagte Wolf, »bestellst du?«

Wolf hatte doch eben gesagt, er wolle bestellen, aber bitte. Ich schloss die Nachricht und versuchte, das Hellgrau in meinem Kopf leiser zu drehen. Ich sagte: »Warte, ich frag noch Sophie, ob sie auch was mag. Die darf ja kein Sushi.« Ich drückte den Rest meiner Zigarette in die tote Erde des Blumentopfs neben der Bank. Ich klickte Facebook weg und öffnete WhatsApp. Meine Stieftochter wohnte normalerweise in meiner alten Studentenwohnung in Wien, aber jetzt lag sie hinter halb herun-

tergelassenen Rollos auf ihrem Bett in ihrem alten Zimmer, schaute Netflix auf ihrem Laptop und tippte gleichzeitig in ihr Smartphone, der dicke Bauch verpasste ihrem langen, mageren Mädchenkörper eine groteske Wölbung. Ich hatte kurz nach ihr gesehen, nachdem Wolf und ich zurückgekommen waren – »Alles gut bei dir, Schätzchen?« »Alles bestens, Ruth.« »Was machst du?« »Bisschen herumwhatsappen, bisschen *Modern Family* schauen.« »Haha, irgendwie passend« –, und jetzt war ich zu faul, um nochmal zu ihr hinaufzugehen. Der WhatsApp-Chat mit Sophie wurde angezeigt zwischen dem mit Simon Brunner und dem mit Iris, die gerade ein neues Foto geschickt hatte, von irgendetwas Veganem, das sie gekocht hatte und das wie immer ziemlich eklig aussah. Ich klickte Sophie an und sah, dass sie online war. *Wir bestellen Essen, du auch was?* Eine Krähe schrie vom Nachbardach herüber, in diesem beleidigten Tonfall, den Krähen immer draufhaben. Unter Sophies Namen erschien sofort der Hinweis, dass sie zurückschrieb, und ein paar Sekunden später ploppte ihre Nachricht auf: *thx, grad gegessen* und das Herzaugensmiley. *Ok!*, schrieb ich, drückte ein Herzchen dazu, löschte beides wieder, antwortete mit einem Thumbsup und machte einen Screenshot.

Wolf krümmte sich neben mir auf der Bank.

»Was hast du?«, sagte ich.

»Ach, nur mein Rücken«, sagte Wolf, »nervt mich schon eine Zeitlang«.

»Oje. Armer Wolf.«

Wolf starrte immer noch auf sein Handy. Ich sagte, dass ich eine gute Physiotherapeutin kenne, Wolf sagte, ach, das werde schon wieder. Er hatte es nicht so mit Ärzten, hatte er noch nie gehabt, seit ich ihn auf der Uni kennengelernt hatte. Im Unterschied zu mir hatte er sein Kunststudium irgendwann abgeschlossen und lebte in Wien, in einer Wohngemeinschaft, wie

damals, nur waren seine Mitbewohnerinnen jetzt halb so alt wie er.

»Sushi ist okay«, sagte ich, »Sophie mag nichts.«

»Gut«, sagte Wolf. Ich öffnete die Speisekarte vom Sakura Palace. Wolf beugte sich über meinen Laptop und drückte sich an meine Schulter, er war mir zu nah, viel zu nah. *Weisst du eigentlich von der Affaire deines prächtigen Ehemannes?* Ja, Ernst Breuer, ich weiß von der Affäre, das weiß ich schon seit einiger Zeit. Die Frage ist, warum du es weißt.

»Ich hätte gern California-Maki, zwölf Stück, und, warte, ja, ein großes Sushi«, sagte Wolf. Ich klickte noch Tempura-Maki mit Garnelen, ein paar Frühlingsrollen und zwei Flaschen japanisches Bier in den Warenkorb und schickte die Bestellung ab. Wolf sagte etwas über die Situation in Nordkorea und wischte weiter über sein Smartphone. Ich zog den Screenshot in eine Fotobearbeitungs-App, radierte Sophies Namen aus, postete das Bild mit den Worten *Modern Family* auf Instagram und beobachtete eine Minute lang, wie die Herzchen und Kommentare von einigen meiner siebentausend Abonnenten reintröpfelten. Ich las nochmal die Nachricht. Nicht wichtig. Merkwürdig ja, aber nicht wichtig, nur ein Versuch, mich zu ärgern, nicht der erste. Ich klickte die Nachricht an, las sie nochmal und beantwortete sie. Ich schrieb: »*Sg. Herr Breuer, danke für die Info, kümmern Sie sich doch um Ihren eigenen Dreck, mfG.*«

»Ist alles okay?«, sagte Wolf.

»Jaja«, sagte ich. Ich drückte auf Absenden. Facebook informierte mich in roter Schrift, dass ein vorübergehender Fehler aufgetreten sei: Zum erneuten Senden klicken. Ich klickte erneut, wieder die rote Fehlermeldung. Ich öffnete die Messenger-App und die Nachricht ploppte auf, aber sie hatte jetzt keinen Absender mehr, es gab nur noch einen anonymen Facebook-

Nutzer, ich konnte auf die Unterhaltung nicht antworten. Ernst Breuer gab's schon nicht mehr, es hatte ihn nie gegeben.

»Ist wirklich alles okay?«, sagte Wolf.

»Ja, nur wieder so eine dumme Nachricht von einem Troll, der sich an mir festbeißt«, sagte ich.

»Was steht drin?«, sagte Wolf, immer interessiert an den Abgründen der Menschen. Er las alles, was er über Serienkiller in die Hände bekam, und sah sich am liebsten Filme an, in denen Menschen auf verheerend unnatürliche Weise zu Tode kamen. Ich wäre jetzt wirklich lieber allein gewesen.

»Ach, nichts Wichtiges«, sagte ich. Nichts Wichtiges, nur ein paar Buchstaben in einem virtuellen Briefkasten, nichts Echtes, nichts Reales. Mein Mann ist tot, also *fuck you*, Ernst Breuer.

Als Ludwig starb, dachte ich, mir könne nicht mehr viel passieren. Ich fühlte mich sicher. Ich hatte überlebt, dass mein Mann gestorben war, was sollte noch geschehen. Das glaubte ich damals jedenfalls.

»Wann bist du mal wieder in Wien?«, fragte Wolf.

»Ich weiß noch nicht genau«, sagte ich. »Wahrscheinlich wenn Sophies Baby da ist. Sie bleibt jetzt erst mal hier. Sie ist in einer Geburtsklinik in der Nähe angemeldet.«

»Wann ist es denn so weit?«, fragte Wolf.

»In ein paar Tagen«, sagte ich.

»Aufregend«, sagte Wolf.

Die Nachricht schwamm langsam aus meinem Bewusstsein heraus. Ich war sowas gewohnt, noch aus der Zeit, als das Internet neu war. Irgendwelche Kerle hatten mich im Fernsehen gesehen, wo ich damals ein Kunstmagazin moderierte, bis es eingestellt wurde, und sie schrieben mir Briefe oder Postkarten, mit Beschimpfungen und Liebeserklärungen oder beidem gleichzeitig. Die meisten warf ich ungelesen weg, die schlimme-

ren schickte ich an die Chefredaktion weiter, die sie dann wegschmiss. Später kamen Mails, im Affekt geschrieben, schnell abgeschickt von Gmail-Konten, und inzwischen blockierte ich auf Twitter regelmäßig die lästigsten Stalker, die rücksichtslosesten Beschimpfer, die Vergewaltigungsdroher. Ich hatte gedacht, es würde besser, wenn man älter wird, aber das wurde es nicht. Oder nur unmerklich. Ich hatte mich daran gewöhnt, solche Nachrichten nicht ernst zu nehmen. So wie alle Frauen, die sich auch nur ein bisschen in der Öffentlichkeit bewegten. Es gehörte eben dazu, wenn man eine Frau war, und wenn man sich zur Wehr setzte, wurde es nur schlimmer; nicht für die Männer, gegen die man sich wehrte, sondern für die Frauen, die es wagten. Ich war es gewohnt. Ich nahm es nicht ernst.

Es gab in meinem Leben viel wichtigere Dinge. Mein Mann war vor drei Jahren gestorben, und noch immer war ich mit den Problemen konfrontiert, die er früher gelöst hatte. Meine Trauer um Ludwig und das Gift, das dieser Trauer beigemischt war, seit ich kurz nach seinem Tod herausgefunden hatte, dass er eine heimliche Geliebte gehabt hatte, von der ich nicht einmal etwas geahnt hatte. Sophie, die bald ein Baby bekommen würde und nicht sagen wollte, von wem. Mein fünfzehnjähriger Sohn Benni, der noch bei mir wohnte und sich mit der Schule plagte, mit der Trauer um seinen Vater und mit Schuldgefühlen wegen seines Todes. Mein älterer Sohn Manuel, der vor ein paar Wochen ausgezogen war, in Amsterdam studierte und offenbar einen neuen Freund hatte. Mein Garten drohte zuzuwuchern, weil ich mich zu wenig darum kümmerte. Ich hatte einen Abnahmetermin für ein Drehbuch vor mir, und ich hatte meinen Vater schon viel zu lang nicht mehr in dem Pflegeheim besucht, in dem er seit Jahren lebte. Wie sehr es ein Jetzt gab und ein Dann, das bemerkte ich erst später. Damals dachte ich noch, ich sei die Architektin meines Glücks und ich könne alles, was nicht durch

Krankheit und Tod, Naturkatastrophen und schreckliche Unfälle über mich hereinbräche, kontrollieren, beeinflussen und abwenden. Damals dachte ich noch, dass ich, anders als andere in meinem Umfeld, mein Leben im Griff hätte, weil ich mich für stärker, schlauer, abgehärteter und robuster hielt als sie. War ich vielleicht auch, aber es half mir nichts, im Gegenteil. Es fordert Leute heraus, wenn sie deine Stärke spüren und deine Unabhängigkeit, und manche von ihnen wollen dir das dann wegnehmen. Sie wollen dir zeigen, dass du gar nicht so stark bist und so unabhängig, wie du glaubst. Und sie beginnen ein Kräfteremessen, ihre Kraft gegen deine, ohne dass du es merkst, und dann merkst du es.

SOMMER 2019

SO LEBTE ICH. Ein Fahrrad stand in meinem Garten, als ich nach Hause kam. Lehnte innen am schmiedeeisernen Gartentor, blau glänzend, mit einem weißen Schriftzug über der Querstange. Wein rankte über das schwarze Eisen, die Trauben waren noch klein und fest und zum Ausspucken sauer. Das Fahrrad gehörte Hartmann, einem Nachbarn, der ein Stück entfernt wohnte und mit dem ich manchmal ein Bier trank. Ich stellte kurz meine Einkaufstaschen ab und holte die Post aus dem Briefkasten, der außen am Tor hängt, fast ganz überwuchert vom Wein, ein Wunder, dass die Postfrau ihn noch fand. Ich holte Werbeprospekte von Discountern heraus, gut zum Anfeuern, eine Stromrechnung, die Bezirkszeitung, die Ankündigung eines Flohmarkts in der Stadt und einen Einladungs-Flyer zu einer Veranstaltung der Kraftwerksgegner.

Ich warf alles in eine der halbvollen Taschen. Ich freute mich, das Fahrrad in meinem Garten zu sehen. Das war nicht immer so, manchmal nervte es mich, Hartmann in der Nähe zu wissen, überhaupt irgendjemanden in der Nähe zu wissen, obwohl ich mich vor der Welt und ihren Ansprüchen, ihrem Gerede, ihrem unerträglichen Geschau schon gerettet hatte in meinen stillen Garten, in dem die Atmosphäre nur von meinen Bewegungen durcheinandergebracht wurde, vom Wind, der in Bäume fuhr, von den Geräuschen, die hinter den Mauern und Gabionen der Nachbarn herüberdrangen, von Tieren, die, ohne meine Aufmerksamkeit zu verlangen, den Garten durchstreiften. Nichts störte. Niemand nervte. Benni war für drei Wochen in einem Sprachkurs in England, und ich war gern allein in diesem Haus und auf diesem Grundstück, das kein Fremder betrat, ohne sich vorher anzukündigen. Nur Hartmann kam hier

immer wieder durch, weil mein Garten weiter vorn an das Ufer des Flusses stieß, aber heute störte es mich nicht, dass er mit seiner Angel die Abkürzung durch meine Wiese genommen hatte und nun meine schöne, wortlose Autonomie mit seiner Anwesenheit ruinierte.

Als wir damals dieses Haus bauten, stand hier auf dem Grundstück nur ein kleiner, wackeliger Schuppen, ein Unterstand für Schafe, und rundherum war fast nichts, nur ein paar alte Häuser, Wiesen und Felder und Weideland, niemand wollte hier wohnen, in der Peripherie einer eh schon peripheren mittelkleinen Stadt. Ich wollte hier eigentlich auch nicht wohnen, nur hatten wir nicht viel Auswahl, und Ludwig hatte diesen Flecken Land geerbt, zwischen den Flecken seiner Brüder, die ihre bald verkauften. Aber Ludwig wollte für uns und für die Kinder, die er schon im Herzen hatte, ein Haus bauen. Auf seinem Land. Nach seinen Vorstellungen. Mit seinen Händen.

Innen an einem der Balken des Schuppens fand ich, mit einem Reißnagel festgepinnt, ein Foto von einem Hund. Ich wusste erst später, was für ein Hund das war, als ich das Foto einmal Helga, meiner Nachbarin, zeigte, die den Hund gekannt hatte und sich erinnerte, dass es ein Appenzeller war. Der Hund hatte den Leuten gehört, die viele Jahre lang das Grundstück für ihre Schafe gepachtet und den Schuppen gebaut hatten. Das Foto hatte hinten einen Stempel, es war in den siebziger Jahren aufgenommen worden: ein scheckiger, halbhoher Hund mit freundlichen, treuherzigen Augen, er sah direkt in die Kamera. Ich hätte gern gewusst, wie der Hund geheißen hatte, aber Helga wusste es auch nicht mehr, er musste schon lange tot gewesen sein, als ich das Foto fand. Ich ließ es an dem Balken hängen, bis ich es wieder bemerkte, als das Haus fertig war und wir den baufälligen Schuppen niederrissen, um an seiner Stelle

die Werkstatt für Ludwig zu bauen, ich steckte es in einen Rahmen und hängte es in den Vorraum, und dort hing es immer noch. Ich hatte das Gefühl, dass der Hund zu dem Haus und dem Grundstück gehörte und dass er es immer noch bewachte, von seinem Hundehimmel aus, auch wenn ich das vor niemandem zugegeben hätte, weil jemand, der nicht an Gott glaubte, aber an fremde, tote Hunde, die einen bewachen, auf andere eher merkwürdig wirkt. Und ich dachte irgendwann, dass ich mich besser nach einem lebendigen Hund umsehen sollte, und vielleicht auch einem größeren, furchteinflößenderen, einem, der was hermachte, wenn er am Gartentor Fremde anbellte, lästige Nachbarn und Immobilienheinis. Manchmal fiel mir dann ein, dass ich nie so jemand sein wollte, an den man nicht ran kam, jemand, der nur bestimmte Leute an sich ranließ, aber jetzt war ich es vielleicht. Oder auch nicht. Oder eben manchmal. Ich hatte meine Freunde, genug davon, und ich dachte, die seien jetzt für immer, und mehr brauchte ich damals nicht.